

Luca Di Fulvio

Das Mädchen,
Roman
das den Himmel
berührte



BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Zitat

ERSTER TEIL - IM JAHRE DES HERRN 1515

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35

ZWEITER TEIL

36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58

59
60
61
62
63
64
65
66
67
68

DRITTER TEIL

69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92

Anmerkung des Autors

Danksagung

Leseprobe »Als das Leben unsere Träume fand«

Über den Autor

Luca Di Fulvio, geb. 1957, lebt und arbeitet als freier Schriftsteller in Rom. Bevor er sich dem Schreiben widmete, studierte er Dramaturgie bei Andrea Camilleri an der Accademia Nazionale d'Arte Drammatica Silvio D'Amico. Sein voriger Roman DER JUNGE, DER TRÄUME SCHENKTE stand monatelang auf den ersten Plätzen der SPIEGEL-Bestsellerliste.

Luca Di Fulvio

DAS MÄDCHEN,
DAS DEN HIMMEL
BERÜHRTE

Roman

Aus dem Italienischen von
Katharina Schmidt und Barbara Neeb

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2013 by Bastei Lübbe AG, Köln
Titelillustration: © Special Photographers Archive/
The Bridgeman Art Library; © shutterstock/Antonio Abrignani
Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau
eBook-Erstellung: Jilzov [Digital Publishing](http://DigitalPublishing.de), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-2379-2

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Dieses eBook enthält eine Leseprobe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes »Als das Leben unsere
Träume fand« von Luca Di Fulvio.

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München unter Verwendung von
Motiven von © Sandra Cunningham/Trevillion Images; © Svetoslava
Madarova/Trevillion Images; © picture alliance/Frank May; ©
FinePic/shutterstock

Für Carla

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

1. Korinther, Kapitel 13

ERSTER TEIL

IM JAHRE DES HERRN 1515

Rom - Narni - Zentralapennin - Adriatisches Meer - Po-
Delta - Adria - Mestre - Venedig - Rimini

Der Dreckkarren, der im Stadtbezirk Sant'Angelo gemeinhin etwas derber »Scheißekarren« genannt wurde, kam einmal die Woche vorbei. Und zwar immer montags.

An diesem Montag schob sich der Dreckkarren nach fünf Tagen ununterbrochenen Regens nur mühsam durch die enge Gasse Vico della Pescheria, ab und an schrappten die Naben der Räder an den Hauswänden entlang. Die sechs Sträflinge, die am Geschirr des Karrens angekettet waren, versanken bis zu den Knöcheln im Schlamm und stöhnten vor Anstrengung, wenn sie wieder einmal die Räder aus tiefen Löchern in der Straße herauswuchten mussten. Ihre dicken, zerrissenen Hosen aus schlechter Wolle waren bis über die Leisten verdreckt. Vor dem Karren gingen zwei weitere mit Ketten aneinandergefesselte Sträflinge, deren Aufgabe es war, die mit Abfällen und Exkrementen gefüllten Eimer vor den Haustüren oder in den Innenhöfen einzusammeln und sie in den riesigen Bottich auf der Ladefläche des Karrens zu entleeren. Die acht Sträflinge wurden von vier Soldaten überwacht, je zwei gingen vor und zwei hinter ihnen.

Hinter dem Karren hatte sich eine kleine, bunt gemischte Menschenmenge angestaut, mehr Fremde als Einheimische, was in der Heiligen Stadt keine Seltenheit war: zwei deutsche Gelehrte mit schweren Büchern unterm Arm, drei Nonnen, die mit gesenkten Köpfen voranschritten, wobei die Spitzen ihrer mächtigen Hauben sich nach oben wölbten, ein Sarazene mit einer Haut so dunkel wie geröstete Haselnüsse, und zwei spanische Soldaten. Letztere trugen die typischen Beinkleider in den

Landesfarben, ein Hosenbein gelb und das andere rot, und sie hielten die Augen beim Laufen halb geschlossen, damit sich ihre Kopfschmerzen nach der durchzechten Nacht nicht noch verschlimmerten. Sie bangten, dass sie noch rechtzeitig in ihr Quartier kämen, um nicht als fahnenflüchtig zu gelten. Unter der Menge war sogar ein Inder mit Turban, der ein laut brüllendes Kamel hinter sich herzerzerte und vermutlich zu dem Zirkus am anderen Tiberufer wollte, sowie ein jüdischer Kaufmann, den man an seinem vom Gesetz vorgeschriebenen gelben Hut erkannte. Und allen stand derselbe angeekelte Ausdruck im Gesicht wegen des Gestanks, der sogar noch zunahm, je mehr sie sich der Piazza Sant'Angelo in Pescheria näherten, denn nun gesellten sich zu den Ausdünstungen des Dreckkarrens noch die der Abfälle des Fischmarkts, die seit sechs Tagen auf dem Boden vor sich hin faulten.

Als sie endlich den Platz erreicht hatten, überholte die angestaute Menge den Karren, und die Leute zerstreuten sich in dem Menschengewühl auf dem Platz vor der Kirche Sant'Angelo in Pescheria.

Auch der Kaufmann, sein Name war Shimon Baruch, beschleunigte seinen Schritt und blickte sich ständig ängstlich um. Er hatte soeben auf dem nahegelegenen Seilmarkt mit dem Verkauf einer großen Partie geflochtener Taue, die vor Kurzem per Schiff im Stadthafen Ripa Grande eingetroffen war, ein ausgezeichnetes Geschäft abgeschlossen und dafür statt der üblichen Kreditbriefe die gesamte Summe in bar erhalten. So lief er nun gebückt vorwärts und zog den Mantel mit beiden Händen fest um sich, aus lauter Sorge, dass ihm der Beutel voller Münzen an seinem Gürtel in den Straßen Roms abhanden käme.

Shimon Baruch fiel ein Würdenträger aus irgendeinem exotischen Land ins Auge, der einen mächtigen gezwirbelten Schnurrbart trug und von zwei riesigen dunkelhäutigen Männern eskortiert wurde, an deren Seiten

prächtig verzierte Säbel mit Griffen aus Elfenbein baumelten. Er bemerkte außerdem einige Gaukler mit olivfarbener Haut, wahrscheinlich Makedonier oder Albaner, dann ein Grüppchen alter Männer, die auf Korbstühlen vor ihren Behausungen saßen und in einer Holzkiste auf dem Boden würfelten, und schließlich drei arme Frauen, die um die Marmortheken der Fischverkäufer strichen, obwohl dort nur mehr wenige Weidenkörbe mit Makrelen aus Fiumicino und Süßwasserbarschen aus dem Braccianosee standen. Die Frauen wühlten in den Abfällen auf dem Boden, auf der Suche nach dem Kopf oder Schwanz eines Fisches, mit dem sie ihrer Suppe aus Wildkräutern ein wenig Würze verleihen konnten, denn mehr würden sie am Abend nicht auf den Tisch bringen. Zwei von ihnen waren um die vierzig, und ihre fest zusammengepressten Lippen waren augenfällig gekräuselt, was darauf hindeutete, dass ihnen bereits viele Zähne im Kiefer fehlten. Die dritte dagegen war sehr jung, fast noch ein Mädchen. Sie hatte dunkelrotes Haar und eine Haut, die unter einer dicken Schmutzschicht alabasterweiße Zartheit vermuten ließ. Shimon Baruch musste bei ihrem Anblick an die Erzählung von Susanna im Bucho des Propheten Daniel denken, die von den beiden alten Richtern bedrängt wurde.

»Haut ab, ihr Schlampen, sonst schmeiße ich euch auch noch in den Bottich«, rief einer der Sträflinge vom Dreckkarren und machte mit der Schaufel in der Hand ein paar Schritte auf die Fischabfälle zu. Die Soldaten lachten laut und bedeuteten den Frauen, dass sie sich entfernen sollten.

Shimon Baruch eilte mit gesenktem Kopf auf das Marcellustheater zu, dort würde er endlich sein Geld in Sicherheit wissen. Doch dann wandte er sich noch einmal um, um einen letzten Blick auf das hübsche Mädchen mit dem Kupferhaar zu werfen. Dabei bemerkte er, wie sie zu einem zerlumpten kleinen Jungen mit einer ungesund

gelblichen Gesichtsfarbe hinübersah, dessen lange Haare so schmutzig waren, dass sie am Kopf klebten. Er saß etwas abseits bei den Ruinen des Portikus der Octavia und warf mit Steinen nach einer Brennesseln und Glaskraut fressenden Ziege. Einen Moment lang kam es Shimon Baruch so vor, als habe er den Jungen schon einmal gesehen, vielleicht sogar an diesem Morgen auf dem Seilmarkt. Als er zu ihm hinüberschaute und sich dabei instinktiv noch kleiner machte, fing der Junge seinen Blick auf und rief ihm zu: »Euer Hut ist aus gutem Stoff, Herr Jude! Möge Euer Reichtum erblühen!«

Schnell wandte sich Shimon Baruch ab und sah nun, dass ein grobschlächtiger junger Kerl, der vorher mit etwas dümmlichem Gesicht an der Mauer auf der anderen Seite des Platzes gelehnt hatte, mit ausgestreckter Hand auf ihn zu rannte. Ein Riese mit dichtem, strohblondem Haar, dessen Ansatz so tief lag, dass fast die ganze Stirn darunter verschwand. Er war in Lumpen gehüllt und bewegte sich linkisch auf seinen kräftigen, kurzen Beinen, sein untersetzter Leib schwankte dabei unsicher hin und her. Auch seine Arme waren unverhältnismäßig kurz. Er sieht aus wie ein Riesenzwerg, schoss es dem Kaufmann durch den Kopf. Shimon sah ihm gleich an, dass er schwachsinnig war, und erhielt die Bestätigung dafür, als der Riese ängstlich die Augen aufriss, als fürchtete er, verprügelt zu werden, und ihn mit heiserer, eintöniger Stimme in einer eigentümlich vernuschelten Sprache anredete: »Gebt Münschen, Herr ... Scheid scho gud und gebt ein baar Münschen der Barmherschigkeit, ehrwürdigster Herr.«

»Verswinde«, erwiderte der Kaufmann hastig und wedelte mit einer Hand durch die Luft, als wollte er eine lästige Fliege verjagen.

Der Riese hob schützend die Hände vors Gesicht, blieb aber trotzdem wie angewurzelt stehen und wiederholte: »Eine Münsche, allerehrwürdigster Herr ... nur eine

einschige Münsche.« Und dann packte er ihn genau vor der Fassade der Kirche Sant'Angelo kraftvoll am Arm.

Shimon Baruch zuckte erschrocken zusammen. »Nimm deine dreckigen Hände von mir!«, knurrte er den Riesenzwerg an und versuchte dabei zu verbergen, dass die Angst ihm bereits die Kehle zuschnürte.

Im gleichen Moment bog ein etwa sechzehnjähriger schlaksiger Kerl mit gebräunter Haut, pechschwarzem Haar und einer schräg über die Stirn gerutschten gelben Kopfbedeckung im Laufschrift um die Ecke der Kirche. Der Junge stolperte fast über den Kaufmann und musste sich an seinen Schultern festhalten, um nicht hinzufallen.

»Verzeiht, Herr«, entschuldigte er sich sofort, um dann, als er den gelben Hut auf dem Kopf seines Gegenübers bemerkte, hinzuzufügen: »*Shalom Aleichem*«, während er sich respektvoll verneigte.

»*Aleichem Shalom*«, antwortete Shimon Baruch wie selbstverständlich, einerseits erleichtert darüber, einen Glaubensbruder vor sich zu haben, andererseits immer noch beunruhigt, weil es ihm nicht gelang, sich aus dem Griff des Schwachsinnigen zu befreien.

»Nein, den habe isch schuerscht geschehen!«, protestierte der Riese laut an den Neuankömmling gewandt. »Der gude Herr hier wolde mir gerade Almoschen geben!« Und während er den Arm des Kaufmanns weiter umklammert hielt, stieß er den Kerl mit dem gelben Hut kräftig weg. »Vaschwinde!«

»Lass mich los, du erbärmlicher Tölpel!«, schrie Shimon Baruch den Schwachsinnigen an, seine Stimme klang nun leicht panisch.

»Lass ihn los!«, schrie nun auch der Junge und ging mutig auf den Riesen los, der ihm allerdings einen so mächtigen Fausthieb in den Magen versetzte, dass er sich nach vorn zusammenkrümmte. Dennoch gab der Junge nicht auf, sondern stürzte sich erneut auf den großen Kerl und schlug ihn mitten ins Gesicht.

Der Riese gab ein heiseres Knurren von sich, ließ den Kaufmann los und packte nun wütend den Jungen. Er wirbelte ihn durch die Luft und schleuderte ihn gegen Shimon Baruch, sodass schließlich beide hinfielen.

Die Soldaten, die zunächst besorgt herbeigeeilt waren, um die Schlägerei zu schlichten, brachen in schallendes Gelächter aus, als sie sahen, wie sich die beiden Männer mit den gelben Hüten im Schlamm wälzten, als wollten sie miteinander ringen. Und alle Fischweiber stimmten mit wogendem Busen in das Gelächter ein, die Hände in die Hüften gestemmt. Auch der Würdenträger des Großwesirs lachte und ebenso die beiden Mohren mit ihren Krummsäbeln. Es lachten die albanischen Gaukler, die nun keine Bälle mehr in die Luft warfen, und die beiden spanischen Soldaten, die zwar nicht langsamer gingen, sich aber umgewandt hatten und nun rückwärts liefen, damit sie nichts von dem Spektakel verpassten. Und sogar die deutschen Gelehrten lachten, nachdem sie stehen geblieben waren und sich ihre Brillen aufgesetzt hatten. »Bring sie um!«, schrie der Junge, der in einiger Entfernung mit Steinen nach der Ziege geworfen hatte, um den Idioten anzustacheln. Auch die Sträflinge lachten, und einer rief dem Riesenkerl zu: »Los, zeig's ihnen! Verpass ihnen ein paar saftige Tritte in den Hintern!«

Und da trat der Schwachsinnige dem jungen Mann mit der gelben Mütze in den Bauch, als dieser gerade dem Kaufmann beim Aufstehen half. Der schlaksige Kerl stöhnte auf, drehte sich zu Shimon Baruch um und rief ihm mit angstgeweiteten Augen zu: »Bitte, flieht!« Dann stürzte er sich mit dem Mut der Verzweiflung schreiend auf den Riesen und schlug noch einmal auf ihn ein, bevor er das Weite suchte.

Der Riese rannte dem jungen Mann mit dem gelben Hut Richtung Tiberufer hinterher, und sofort heftete sich der Junge mit der ungesunden gelben Gesichtsfarbe an ihre

Fersen und schrie: »Verdammt Drecksjude! Du bist schon tot, verdammter Jude!«

Shimon Baruch überlegte einen kurzen Moment lang, dass er dem jungen Glaubensbruder eigentlich zu Hilfe kommen müsste. Doch dann überwog die Furcht, die sein Leben von jeher beherrscht hatte, und der Kaufmann floh in die entgegengesetzte Richtung auf das Marcellustheater zu.

Die Fischweiber, Sträflinge, Soldaten und alle übrigen auf der Piazza Sant'Angelo in Pescheria versammelten Menschen sahen dem kleinen Jungen und dem Riesen, die dem jungen Kerl mit dem gelben Hut hinterheretzten, lachend nach.

In dem allgemeinen Durcheinander steckte das Mädchen mit der alabasterweißen Haut, das in den Abfällen gewühlt hatte, eine Hand in einen Weidenkorb am äußersten Rand der Marmorplatte eines Verkaufsstandes. Sie packte so viele Makrelen, wie sie greifen konnte, ließ sie in einen Ärmel ihres Gewandes gleiten und verschwand dann mit angehaltenem Atem, ohne dass die Fischweiber es bemerkten.

Inzwischen war der junge Mann mit dem gelben Hut um die Ecke gebogen, die beiden Verfolger hatten ihn nun beinahe erreicht und grölten weiter Schmähungen gegen das Volk der Juden. Ein Betrunkener stellte sich schwankend mit ausgebreiteten Armen mitten auf die Gasse und schrie dem auf ihn zukommenden Kerl entgegen: »Bleib stehen, du dreckiger Judas!«

Der blieb einen Schritt vor dem Betrunkenen stehen. »Antworte mir: Auf einer Skala von eins bis zehn, wie dumm bist du da wohl?«

Reglos und mit einfältigem Gesichtsausdruck glotzte ihn der Betrunkene an.

Der junge Mann nahm den Hut ab und warf ihn dem verdutzten Kerl feixend an den Kopf. »Trink lieber noch einen, während du darüber nachdenkst«, sagte er. Dann

drehte er sich zu dem Jungen mit der gelblichen Haut und dem Riesen um, die ihn mittlerweile eingeholt hatten. »Los, bewegt euch«, befahl er ihnen.

Der Betrunkene starrte ihn verständnislos an.

»Dreckskerl!«, rief der Junge mit der gelblichen Haut und spuckte ihn an.

Schweigend gingen sie zu dritt weiter. Als sie um die nächste Ecke gebogen waren, versetzte der junge Mann dem Riesen mit dem Ellenbogen einen kräftigen Stoß in die Seite: »Du erbärmlicher Schwachkopf, lern gefälligst, nicht so fest zuzuschlagen«, fuhr er ihn an.

Der Riese blickte nun erschrocken drein. »Entschuldige ...«, sagte er kläglich.

Dann drehte der schlaksige Kerl sich zu dem Jungen um. »Und du, versuch gefälligst, deine Bestie im Zaum zu halten.« Er krümmte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Mit dem Tritt hat er mir fast den Magen zerquetscht, der Schwachkopf.«

»Entschuldige dich bei ihm«, befahl der Kleine dem Idioten.

»Entschuldige, Mercurio ...«, wimmerte der Riese. »Bitte Ercole nich abstech'n.«

»Ich stech dich schon nicht ab, Idiot«, sagte Mercurio und richtete sich wieder auf.

Der Kleine stieß den Riesen in die Seite. »Geht es nicht in deinen Kopf, dass du so stark bist wie ein Elefant?«, fragte er ihn.

»Doch, Zolfo ...«, erwiderte der Riese kleinlaut und nickte eifrig. »Ercole Idiod.«

»Ja, ja, schon gut«, murrte Zolfo. Dann wandte er sich an Mercurio. »Du wirst schon sehen, aus dem wird noch was ...«

In dem Moment hörte man von der Piazza Sant'Angelo in Pescheria einen entsetzten Schrei: »Man hat mich beraubt! Haltet den Dieb!«, rief der Kaufmann. Daraufhin lachte die Menge schallend, denn nun hatten die Leute

begriffen, was sich zugetragen hatte, und amüsierten sich nur umso mehr. »Ich bin ruiniert! Haltet den Dieb! Verfluchte Mistkerle! Verflucht sollt ihr alle sein!« Und je verzweifelter Shimon Baruch schrie, desto lauter und dröhnender wurde das Gelächter, wie im Theater.

»Verschwinden wir von hier«, sagte Mercurio.

Sie kletterten über den Damm gegenüber der Tiberinsel, und während sie zu einem zwischen Brombeergestrüpp verborgenen Kanaldeckel hinabstiegen, gesellte sich das Mädchen mit den kupferroten Haaren und der Alabasterhaut zu ihnen. »Wir haben ein Abendessen«, verkündete sie stolz und zeigte den anderen die fünf Makrelen, die sie gestohlen hatte.

»Wir haben viel mehr als das, Benedetta«, sagte Zolfo.

Mercurio holte den Beutel voller Münzen hervor, den sie dem Kaufmann gestohlen hatten. Dabei bemerkte er, dass auf das Leder eine rote Hand aufgemalt war. Er löste das Band, hockte sich hin und schüttete den Inhalt auf den Boden. Das Rot der untergehenden Sonne ließ die Münzen wie glühende Kohlen aufblitzen.

»Die sind ja aus Gold!«, rief Zolfo aus.

Mercurio hielt einen Moment überrascht inne. Dann zählte er schnell die Münzen und teilte sie in zwei Haufen, einen kleinen für die anderen und einen doppelt so großen für sich.

»Aber wir sind zu dritt ...«, beschwerte sich Zolfo.

»Es war mein Plan«, entgegnete Mercurio barsch. »Ich bin hier der Betrüger, ihr an meiner Stelle würdet sofort geschnappt.« Dann musterte er sie von oben herab. »Ihr seid bloß zwei, oder besser gesagt anderthalb, denn der Schwachkopf zählt nur halb. Und dazu ein Mädchen, das Schmiere steht.« Er steckte den eigenen Anteil in den Beutel und verschloss ihn wieder. Dann stand er auf und zeigte auf die Münzen am Boden. »Das ist euer Anteil, und ich war mehr als großzügig. Wenn euch etwas nicht passt,

dann arbeitet doch allein.« Er starrte sie herausfordernd an.

»Das geht schon in Ordnung«, sagte Benedetta und hielt seinem Blick stand.

Zolfo bückte sich und sammelte die Münzen ein.

»Zumindest merkt man, wer bei euch das Sagen hat«, sagte Mercurio grinsend.

»Willst du mit uns die Fische essen?«, fragte ihn Benedetta.

Zolfo sah Mercurio hoffnungsvoll an.

»Ich esse nicht gern in Gesellschaft«, antwortete Mercurio abweisend. »Wenn ich euch brauche, weiß ich ja, wo ich euch finde.« Er hob den Kanaldeckel hoch. »Und erzählt Scavamorto nichts davon, sonst nimmt er euch alles weg.«

»Wir könnten doch bei dir bleiben«, schlug Zolfo hoffnungsvoll vor.

»Verschwindet«, fuhr ihn Mercurio an. »Ich komm allein zurecht. Und das hier ist mein Platz.«

Und damit schlüpfte er in den Abwasserkanal, in dem er zu Hause war.

Als Mercurio hörte, wie sich die anderen schweigend durch den Matsch schlurfend entfernten, zog er den Kanaldeckel hinter sich zu und kroch auf allen vieren durch den niedrigen, engen Gang vorwärts. Der mit kleinen viereckigen Steinen gepflasterte Boden war mit glitschigen Algen überzogen. Sobald der schlaksige Junge die ebene Platte ertastete, die er so gut kannte, stand er auf und neigte den Kopf nach links, denn er wusste, dass an dieser Stelle in der Decke ein Stein hervorstand.

Hier unten war vom Lärm der Heiligen Stadt nichts mehr zu hören. Es herrschte Stille. Eine dauerhafte Stille, die nur vom beständigen Tropfen des Wassers und dem hastigen Trippeln der Ratten durchbrochen wurde. Mercurio fühlte sich plötzlich leer, Eiseskälte erfüllte seinen Magen. Er drehte sich um und kroch noch einmal bis zum Kanaldeckel zurück, um den anderen zu sagen, dass sie doch die Nacht zusammen verbringen könnten. Aber als er den Damm erreichte, waren Benedetta, Zolfo und Ercole schon verschwunden. »Du bist ein dummes Sturkopf«, beschimpfte er sich selbst. Dann kroch er zurück und bog in einen Gang ein, in dem er aufrecht gehen konnte und dessen gewölbte Decke aus Tuffstein bestand. Auf dem Boden verlief in der Mitte träge ein dünnes Rinnsal Jauchebrühe, und alle zehn Schritte passierte er einen Pfeiler aus Ziegelsteinen. Nachdem er drei Ziegelsteinpfeiler hinter sich gelassen hatte, schlüpfte er durch eine schmale Öffnung im Tuffstein. Er rieb den Feuerstein, den er in der Tasche bei sich trug, und entzündete damit eine Fackel, die in der Mauer steckte.

Die zitternde Flamme der pechgetränkten Lumpen beleuchtete nun einen quadratischen Raum, der mehr als zwei Mann hoch war. An der Mitte der hinteren Wand stand ein grob zusammengezimmertes Gerüst, das keinen besonders stabilen Eindruck machte. Über vier Pfosten quer gelegte Bretter bildeten eine grobe, zwei mal zwei Schritt große Plattform, auf der Mercurio vor der Feuchtigkeit des Untergrunds geschützt schlafen konnte. Sein Strohlager wurde durch zwei Pferdedecken mit dem aufgestickten päpstlichen Wappen ergänzt, die er in einem Stall des Viertels gestohlen hatte. Ein Teil des Gerüsts war hinter einem schweren, an mehreren Stellen eingerissenen Vorhang verborgen, allem Anschein nach ein altes Segel.

Mercurio stieg eine wacklige Leiter hoch und steckte die Fackel in ein Loch, das er mit einem Meißel in die Wand gehauen hatte. Vorsichtig holte er den Beutel hervor, den er dem Kaufmann gestohlen hatte, öffnete ihn und schüttete die Münzen auf den Holzbrettern der Plattform aus. Dann betrachtete er die funkelnde Pracht. Er zählte sie noch einmal: vierundzwanzig Goldmünzen. Ein Vermögen. Doch er konnte sich nicht recht darüber freuen, denn in seinen Ohren hallte immer noch der Fluch des Kaufmanns wider. Er befürchtete, dass deswegen Unheil über ihn hereinbrechen könnte. Schließlich erzählte man sich, dass die Juden mit dem Teufel im Bunde stünden und Hexer wären. Mercurio bekreuzigte sich. Dann fiel sein Blick auf die rote Hand auf dem Lederbeutel. Die Zeichnung machte ihm Angst, deshalb warf er ihn fort und steckte die Münzen in einen anderen, leichteren Beutel aus Leinen.

Er holte ein Stück hartes Brot aus seinem ledernen Quersack, wickelte sich in die Decken ein und knabberte an dem trockenen Kanten, wobei er immer wieder gegen die Versuchung ankämpfen musste, so schnell wie möglich sein Versteck zu verlassen. Seit drei Monaten machten ihm die Stille und die Einsamkeit hier in der Kanalisation Angst.

Mercurio beugte sich über die Plattform und sah prüfend nach unten auf den feuchten Grund des Abwasserkanals. »Keine Gefahr«, sagte er laut zu sich selbst. Er widmete sich wieder seinem Brot, dann beugte er sich erneut nach vorn und suchte mit den Augen sorgfältig den Boden ab. Schließlich kuschelte er sich noch enger unter den Decken zusammen. »Schlaf jetzt«, befahl er sich. Doch das gelang ihm nicht. In seinen Ohren war auf einmal wieder dieses schreckliche Geräusch wie vor drei Monaten, als das Wasser den Abwasserkanal überschwemmt hatte. Und das Quieken der Ratten, die nach einem Fluchtweg suchten. Abrupt öffnete er die Augen und setzte sich keuchend auf. Er schaute erneut nach unten. Da war kein Wasser. Mittlerweile war gut ein Jahr vergangen, seit er Scavamorto davongelaufen war, aber er hatte sich immer noch nicht an die Einsamkeit gewöhnt. »Mercurio ...«, hörte er auf einmal eine Stimme. »Mercurio ... bist du da?«

Mit der Fackel in der Hand sprang er von der Plattform. Als er vor dem Eingang seines Verstecks angekommen war, stand er plötzlich Benedetta, Zolfo und Ercole gegenüber. »Was wollt ihr denn hier? Ich hab euch doch gesagt, ihr sollt verschwinden«, fuhr er sie an. Er konnte ihnen nicht sagen, dass er sich freute, sie zu sehen. Solche Dinge auszusprechen war er einfach nicht gewohnt.

»Im Wirtshaus Zu den Dichtern«, begann Benedetta mit Tränen in den Augen, »also, der Wirt dort ...«

»... hat uns eine Goldmünze geklaut!«, beendete Zolfo den Satz für sie.

»Was geht mich das an?«, fragte Mercurio unwirsch und schwenkte die Fackel dicht vor seinem Gesicht.

»Wir haben unsere Fische den Bettlern geschenkt«, fuhr Benedetta nun fort. »Wir wollten auch mal so essen wie die reichen Leute ... Also sind wir ins Wirtshaus gegangen und haben lauter leckere Sachen beim Wirt bestellt. Als er mich gefragt hat, ob ich auch bezahlen könnte, habe ich ihm eine Goldmünze gezeigt, und er wollte draufbeißen, um zu

sehen, ob sie auch echt ist. Und dann hat er zu mir gesagt:
›Die Münze gehört jetzt mir. Ruf doch die Wachen des Heiligen Vaters und zeig mich an, wenn du erklären kannst, woher du dieses Gold hast. Dir sieht man doch schon von Weitem an, dass du eine Diebin bist. Und jetzt verschwinde.‹ Dann lachte er los, und wir haben ihn die ganze Zeit noch lachen hören, während wir wegliefen ...«

»So ein verfluchter Schuft!«, rief Zolfo aus.

Mercurio starrte ihn an. »Und was wollt ihr jetzt von mir?«

Benedetta schaute ihn beinahe überrascht an. »Ich ...«, stammelte sie.

»Wir ...«, sagte Zolfo ebenso unsicher.

Mercurio sah sie schweigend an.

»Du musst uns helfen«, sagte Benedetta schließlich.

»Ja, hilf uns«, schloss sich Zolfo ihr an.

»Und warum sollte ich das tun?«, fragte Mercurio.

Die drei schauten betreten zu Boden. Eine Weile war es still.

»Gehen wir«, sagte Benedetta schließlich. »Wir haben uns wohl geirrt.«

Mercurio sah sie weiter schweigend an. Sie kamen ihm vor wie die wilden Hunde, die er tief in der Nacht durch die Straßen Roms streunen sah. Nichts als Haut und Knochen, ständig wachsam, und beim geringsten Laut stellten sie die Ohren auf und nahmen schon vor einem Schatten Reißaus. Und ebenso wie diese Straßenköter schienen die drei oft die Zähne zu blecken in der Hoffnung, für Raubtiere gehalten zu werden. Dabei hatten sie nur Angst, dass man mit Steinen nach ihnen werfen würde. Mercurio wusste genau, was sie fühlten, denn er hatte oft genug dasselbe empfunden.

»Wartet«, sagte er, als die drei sich zum Gehen wandten. »Wer war denn dieser Wirt, der euch das Goldstück gestohlen hat?«

»Warum interessiert dich das?«, fragte Benedetta.

Mercurio lächelte. Vielleicht hatte er einen Weg gefunden, wie er sie zum Bleiben überreden konnte, ohne sich eine Blöße zu geben. »Mir ist das egal. Aber es wäre schon ein Spaß, sich etwas zu überlegen, um es ihm heimzuzahlen.«

»Darüber müssen wir erst mal nachdenken«, zierte sich Benedetta.

»Kommt mit, ihr könnt heute Nacht hier schlafen!«, sagte Mercurio und ging auf den Eingang zu seinem Unterschlupf zu. »Aber damit das klar ist, ich helfe euch bloß, die Münze wiederzubekommen, danach trennen sich unsere Wege.«

»Ich bin froh, dass du das sagst«, entgegnete Benedetta schnippisch, »ich hab nämlich nicht die geringste Lust, für noch einen Knirps das Kindermädchen zu spielen.«

Mercurio lachte und zeigte auf den Eingang: »Die Damen zuerst.«

Drinne sperrten die drei Neuankömmlinge verwundert die Augen auf, als sie das Gerüst sahen.

»Was ist denn da hinter dem Vorhang?«, fragte Zolfo.

»Kümmere dich um deinen eigenen Kram«, sagte Mercurio und kletterte die Leiter hoch. »Und vergiss nicht, das hier ist mein Platz.«

»Das ist ein Abwasserkanal, hier stinkt es nach Scheiße. Wer will schon in der Scheiße leben?«, erwiderte Benedetta, während sie ihm hinauffolgte.

»Ich«, erwiderte Mercurio.

»Von mir aus kannst du hier unten auch ersaufen«, murmelte Benedetta.

»Sag das nie wieder!«, herrschte Mercurio sie mit aufgerissenen Augen an.

Benedetta wich erschrocken einen Schritt zurück, sodass die Plattform schwankte. Die beiden anderen waren still.

»Was zum Teufel hat mich da bloß geritten«, knurrte Mercurio, während er sich wieder zu beruhigen versuchte.

Er schlüpfte unter eine Decke. Die zweite warf er den anderen zu. »Teilt sie euch, etwas anderes gibt es nicht. Aber bleibt mir vom Leib.«

Benedetta breitete das Stroh aus und zeigte Zolfo und Ercole, wo sie sich ausstrecken konnten. Dann legte sie sich ebenfalls hin. »Machst du die Fackel nicht aus?«, fragte sie Mercurio.

»Nein«, sagte er.

»Hast du etwa Angst vor der Dunkelheit?«, sagte Benedetta und kicherte spöttisch.

Mercurio gab keine Antwort.

»Ercole hat keine Angschd vorm Ddunkeln«, verkündete der Schwachsinnige stolz wie ein kleines Kind.

»Halt's Maul!«, mahnte ihn Zolfo.

Eine verlegene Stille machte sich breit. Man hörte nur noch das Zischen der Fackel und das hastige Getrappel der Ratten in den Kanälen.

»Ich hasse ihre verfluchten kleinen Dreckspfoten«, sagte Mercurio nach einer Weile, und es klang, als spreche er mehr zu sich selbst. »Vor drei Monaten ist der Fluss plötzlich angeschwollen ...«, begann er leise zu erzählen. Der Stille um ihn herum nach zu urteilen hätten die anderen auch schlafen können. Aber das war ihm egal, er musste es einfach loswerden. Zum ersten Mal überhaupt. »Das verdammte Scheißwasser vom Tiber hat die Abwasserkanäle geflutet. Ich wusste nicht, was ich tun sollte ... Das Wasser stieg und stieg ... Überall waren Ratten, sie quiekten so schrecklich ... Dutzende ... Hunderte ...« Er hielt inne. Seine Kehle war zugeschnürt, Tränen stiegen ihm in die Augen. Er hatte Angst. Wie damals. Aber er wollte sie sich nicht anmerken lassen.

»Und dann?«, fragte Benedetta leise.

Zolfo drängte sich eng an Ercole.

»Die Ratten strömten zu der Stelle, wo das Wasser hereinlief ...«, fuhr Mercurio mit kaum vernehmbarer Stimme fort. »Das war eklig, ich hatte noch nie zuvor so

viele auf einem Haufen gesehen ... Deshalb bin ich in die entgegengesetzte Richtung gelaufen ... zu den entfernten Ablegern der Kanalisation, den verdrecktesten Winkeln unter der Stadt ... Und dann ... bin ich auf einen anderen armen Kerl gestoßen ... einen Säufer. Ich kannte ihn, weil ich ihm immer, wenn er betrunken war, alles geklaut habe, was er besaß ... Und er ... er hat mich an der Jacke gepackt und mich angeschrien, ich sollte den Ratten folgen. ›Die Ratten‹, rief er, ›die Ratten wissen, wohin man laufen muss. Folge den Ratten.‹ Und ich ... ich weiß nicht, warum ich ihm geglaubt habe ... Er war doch bloß ein verfluchter Säufer ... ›Folge den Ratten!‹, schrie er. Und auch wenn sie mir Angst machten, bin ich den Ratten hinterher ... Und ein paar von den Mistviechern sprangen mir auf den Rücken und den Kopf ... und dabei quiekten sie so ekelhaft ...«

Benedetta erschauerte. Zolfo klammerte sich an Ercole fest.

»Und dann hat das Wasser alles überflutet, und die Ratten sind abgetaucht ... Ich habe nichts mehr gesehen, aber als ich unter Wasser geschwommen bin, konnte ich sie spüren ... Ich habe sie unter meinen Händen gespürt ... Und dann habe ich geglaubt, mir platzen die Lungen ...« Mercurio keuchte, als würde er noch einmal die endlosen Momente durchleben, als er keine Luft bekam. »Ich bin am Kanaldeckel angekommen, habe ihn hochgedrückt und bin nach oben geklettert ... Ich habe das Ufer erreicht, zusammen mit den Ratten, und dann bin ich dort geblieben, ich wollte auf den Säufer warten ... um mich bei ihm zu bedanken. Und es tat mir leid, dass ich ihm so viel abgenommen hatte, diesem Sack, der mir jetzt ... na ja, das Leben gerettet hatte. Ich habe den ganzen Tag dort gewartet ... aber er kam nicht. Eine Woche später, als der Fluss sich zurückgezogen hatte, bin ich wieder hierhergekommen. Ich habe meine Sachen zusammengesucht, und dabei bin ich wieder in einen der östlichen Ableger geraten ...« Mercurio verstummte.

Keiner sprach.

»Und da lag er«, fuhr Mercurio nach einer Weile fort, und seine Stimme war noch leiser geworden. »Er war den Ratten nicht gefolgt, weil er nicht schwimmen konnte. Und so ist er immer tiefer in die Abwasserkanäle gelaufen. Er ist genau dorthin gegangen, wo ich lang wollte, bevor ich ihn getroffen habe. Der Mann war völlig aufgedunsen, seine Zunge war dick und violett angelaufen ... seine Augen standen weit auf und waren rot, sie sahen irgendwie aus wie aus Glas ... Und seine Hände umklammerten die Gitterstäbe eines Kanaldeckels, der sich nicht geöffnet hatte.«

Jetzt wagten die Kinder nicht einmal mehr zu atmen.

Doch die Erzählung war noch nicht zu Ende. Da war noch etwas, das Mercurio loswerden musste. Ein Bild, das ihn quälte. Er atmete tief durch. »Und die Ratten kamen zurück ... und nun waren sie hungrig ...«

Schweigen machte sich breit.

Und in dieser Stille hörte man plötzlich jemanden sagen: »Jetzt hat Ercole doch Angschd vorm Ddunkeln.«

Zur neunten Stunde drehte das Schiff bei.

Die Mannschaft bestand zum Großteil aus Makedoniern. Die dunklen Gesichter, von Salz und Kälte gegerbt, waren von tiefen Falten durchzogen. An einigen Stellen auf der braunen Haut, mitunter auch zwischen den schwarzen, strähnigen Haaren, waren erhabene Male zu sehen, die an zerquetschte Erdbeeren erinnerten. Und wenn einige der Männer beim Sprechen das Zahnfleisch entblößten, rann ihnen das mit Speichel vermischte Blut wie hellroter Saft über die gelben Zähne, die wegen der Krankheit, die erfahrene Reisende der Weltmeere unter dem Namen Skorbut kannten, bereits wackelten. Es gab zahlreiche Methoden, mit denen man sie zu bekämpfen versuchte. Aber bis vor wenigen Jahren waren die Seeleute überzeugt gewesen, das einzige wirksame Gegenmittel wäre ein besonderes Amulett: der Qalonimus.

Eine alte Legende erzählte von einer Heiligen, derer sich ein barmherziger Arzt angenommen hatte, nachdem sie von Heiden gemartert worden war. Er hatte sie bis zu ihrem Tod begleitet und kurz vor ihrem Ableben ihren letzten Willen erfahren. Die Heilige hatte gebeten, dass man ihre Gebeine in die Heimat überführen sollte, um sie dort in Würde zu bestatten. Aber weil sie befürchtete, der Skorbut würde die Seeleute umbringen, denen man ihre sterblichen Überreste anvertraute, hatte sie vor ihrem Tod dem barmherzigen Arzt die Rezeptur einer wundersamen Kräutermischung anvertraut und ihn wissen lassen, dass jene Seeleute, die sich ein Amulett mit diesen Kräutern umhängen würden, vor der Krankheit Skorbut geschützt